

antworteten katholischen Glauben und ein Zeugnis eines Theologen, der in ungemein überzeugender Weise seine theologische Existenz kirchlich lebt, für Offenheit und Dialog eintritt und davon viel erwartet, für sich und die andern, und doch in seiner kirchlichen Tradition fest beheimatet und verwurzelt ist und es vermag, ihre positive Bedeutung auch für Menschen zu erschließen, die anderswo ihre Heimat haben oder einfach nach einer Beheimatung suchen.

Werner Schwartz

*Reinhard Slenczka*, Kirchliche Entscheidung in theologischer Verantwortung. Grundlagen. Kriterien. Grenzen. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1991. 280 Seiten. Kt. DM 48,-.

Wer Reinhard Slenczka noch nicht kennt, kann weder dem Titel noch dem Inhaltsverzeichnis viel über die Zielrichtung dieses Buches entnehmen, zumal ein Vorwort fehlt. Die Gliederung in zwölf Kapitel – jedes mit fünf Unterabschnitten und jeweils drei zu einem Hauptteil des Buches zusammengefaßt – läßt ein sehr grundsätzliches Werk erwarten. Und das ist es auch. Vom „Grund“, nämlich Christus, der gottesdienstlichen Versammlung und dem Wort Gottes, leitet Slenczka die „theologischen Aufgaben“ der Dogmatik, Schriftauslegung und Urteilsfindung ab, wendet dies auf die „Erbauung der Gemeinde“ – ethische Maßstäbe, Gottesdienst und Gemeindeleitung – an und benennt schließlich Kriterien für die „Grenzen der Kirche“ im Blick auf Irrlehren, kirchlichen Öffentlichkeitsauftrag und Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Kirche.

Wir stehen nach Slenczka „in der Theologie vor der Entscheidung, ob wir

die Zufälligkeit und Wandelbarkeit des menschlichen Bewußtseins in seiner geschichtlichen Selbstbetrachtung und Selbstbestätigung als Norm ansetzen, oder ob wir von dem ausgehen, was Gott ist und tut, der sich in seinem Wort offenbart.“ Denn entweder bestimmt die Geschichte das Wort Gottes oder das Wort Gottes die Geschichte. „Ein Drittes gibt es nicht.“ Wir haben uns in der Theologie zu entscheiden, „ob wir vom Sein des dreieinigen Gottes ausgehen oder von einem wie auch immer bestimmten Gottesbewußtsein des Menschen im Horizont der jeweiligen Zeit“.

Weil dieses Entweder-Oder nicht beachtet wird, werden im Neuen Testament verschiedene Theologien und Gemeindebildungen gesucht, statt daß man sich der Autorität des Wortes Gottes stellt. In der Predigt müssen Gefühle und Erfahrungen bemüht werden, um den angeblich toten und überholten Buchstaben des Textes lebendig werden zu lassen. Die Gebote Gottes geraten unter die Autonomie des Menschen, wobei verkannt wird, daß dies gar keine wirkliche Autonomie, sondern in Wahrheit die Heteronomie der Sünde ist.

Also eine forsche Kampfansage gegen vieles, was zweifellos zum Trend in Theologie und Kirche zählt. Slenczka will eine „tiefgehende Vertauschung der Maßstäbe“ bewußtmachen, um ihr widerstehen zu können. Nicht, daß er nach kirchlichen Instanzen ruft, die hier durchgreifen, um die Dinge wieder ins Lot zu bringen. „Allein dadurch, daß das Wort rein verkündigt wird“, ist der Kirche aufzuhelfen. Dafür will Slenczka das rechte theologische Rüstzeug an die Hand geben, wobei Luther als Kronzeuge dient.

Wer sich auf Slenczkas Alternative einläßt, wird seiner Prioritätensetzung zustimmen und auch vielen seiner Konsequenzen folgen. Als Einspruch gegen

eine gedankenlos übernommene Fremdbestimmung unseres theologischen Denkens und kirchlichen Handelns ist das Buch sehr ernst zu nehmen und wohl auch notwendig.

Nur: ist wirklich so leicht festzumachen, was Gottes Wort im Gegenüber zum geschichtlichen Wandel ist? Slenczka liegt an der Gleichsetzung von Wort Gottes und Heiliger Schrift. Was das im Vollzug der Auslegung bedeutet, wird freilich schon deshalb nicht deutlich genug, weil er sein Schriftverständnis vornehmlich negativ abgrenzt und jenseits von Fundamentalismus und Kritizismus bestimmt, die sich für ihn seltsam begegnen, weil sie die Autorität der Schrift je auf ihre Art begründen wollen, statt sie vorauszusetzen. Eine Feststellung wie diese: „Der biblische Kanon ist daher ein erstes Kriterium der Schriftgemäßheit“ ist unbefriedigend, und auch das weitere Kriterium, das Christuszeugnis, hilft noch nicht entscheidend weiter. Gehört dazu das Bekenntnis, daß Jesus der Christus sei – mit allen Konsequenzen, die das im Blick auf Israel hat – daß Jesus Gottes Sohn ist (einschließlich der Aussage, daß er keinen Menschen zum Vater hatte), daß er (als Sühneopfer) am Kreuz für unsere Sünden dahingegeben wurde? Was besagen solche Glaubenssätze? Wie weit sind sie tatsächlich der Geschichtlichkeit entnommen? An welche Sprachform sind diese Aussagen gebunden, um schriftgemäß zu sein?

Slenczka setzt mit Bedacht neben den Grund der Heiligen Schrift die (immer wieder) um dieses Wort versammelte Gemeinde. Hier muß weiter gerungen werden, gerade wenn dem Grundsatz zuzustimmen ist, daß Gottes Wort die Geschichte bestimmt und nicht umgekehrt. Der „garstige breite Graben“, den die Aufklärung bewußtgemacht hat,

läßt sich zwar mit theologischer Prinzipfestigkeit tapfer überspringen. Aber woher kommt es, daß uns so viele Zeitgenossen darin nicht zu folgen vermögen? Ist das nur Verstocktheit? Die Diskussion um Drewermann zeigt, auf welche Gradwanderung wir uns begeben, wenn wir unsere menschliche Erlebniswelt gegen das Offenbarungswort Gottes ins Spiel bringen. Das Wort „Gehorsam“, das in unserem Denken zum ungeliebten Fremdwort wird, läßt sich kaum folgenlos aus der Sprache des Glaubens streichen. Slenczka gebraucht es ohne Zögern.

Wie aber finden wir zu einer Sprache des Glaubens, die, ohne Entscheidendes wegzulassen, von unseren Zeitgenossen verstanden wird? Auch wenn Slenczka uns dafür einige Eckpfeiler in Erinnerung ruft – es ist zu befürchten, daß dieses Buch die einen nur bestätigt („Gut, daß das einmal so deutlich gesagt wird“), andere aber eher ratlos läßt, weil sie alles für so deutlich nicht halten und sich auch von Slenczka nicht eines Besseren belehrt sehen.

Thomas Küttler

*Konrad Raiser, Matthias Sens* (Hg.), Canberra 91 (Beiheft 63 zur Ökumenischen Rundschau). Verlag Otto Lembeck, Frankfurt a. M. 1991. 144 Seiten. Brosch. DM 19,80.

„Eine unabgeschlossene, eine kritische und eine streitbare Vollversammlung“ schiene es ihm gewesen zu sein, was Canberra ausgemacht habe, schreibt Heinz Joachim Held im Geleitwort – der Vorsitzende des Zentralausschusses weiß, wovon er redet. Die Beiträge, die in diesem Bändchen zusammengestellt sind, ergänzen den offiziellen Bericht „Im Zeichen des Heiligen Geistes“ gerade durch ihre Vielfalt und Farbigkeit.

Besonders die Einführungen in die Arbeit der Sektionen sind zu nennen,